

Thilo Hagendorff

Prinzipien der Theoriekonstruktion

Beitrag für die Graduiertenkonferenz der Philosophischen Fakultät der Universität
Tübingen am 23.11.2013

„Kollektion – Kreation – Kakophonie: Wissensgenerierende Prozesse im
Spannungsfeld zwischen Material und Methode“

Theoriebildende Prozesse in weiten Bereichen der Philosophie und der nicht-empirischen Sozialwissenschaften folgen zumeist einer Methodologie des Beschreibens von Beschreibungen. Dabei werden die jeweiligen Theoriekonstruktionsprinzipien kaum bis gar nicht in den Gegenstandsbereichen der Theorien selbst mitreflektiert. Dies hat Auswirkungen gerade auf Theorien mit normativem Anspruch. In ehrgeizigen Projekten werden selbst unter hartnäckigen Dauerentmutigungsbedingungen soziale Großtransformationen für soziale Problemlagen entworfen. Allerdings verhindert der Umstand, dass kritische Sozialtheorien zumeist aus anderen Sozialtheorien zusammengesetzt werden, dass ein Kontakt zwischen den Theorien und ihrem eigentlichen Gegenstand, der Gesellschaft, hergestellt werden kann. Man denke nur an den Frankfurter „Emanzipationsenthusiasmus“, welcher sich inhaltlich allein noch mit sich selbst beschäftigt. Es werden hier sozusagen keine neuen Forschungsergebnisse mehr erzielt, da lediglich in Form von Beobachtungen zweiter oder dritter Ordnung alteingespielte Themenkomplexe diskutiert werden. Es steht eine „freischwebende Intelligenz“ hinsichtlich der Zusammensetzungsverfahren für Theoriemodelle im offenen Wettbewerb. Eine sozialphilosophische Komparatistik für konkurrierende Theorieentwürfe entsteht und bietet ein breites Beschäftigungsfeld für sozialphilosophisch orientierte Wissenschaftler. Aber man produziert dabei keine neuen Forschungsergebnisse mehr, sondern streitet etwa um Begriffe, um die richtige Auslegung von Klassikern oder um Kommunikationsstile.

Dieser rekursive Prozess des Beschreibens von Beschreibungen erhält einen Eigenwert, welcher durchaus als „weltfremd“ zu charakterisieren wäre. Intellektuelle reden über andere Intellektuelle. Habermas beschreibt Marx und Weber, Apel beschreibt Peirce, Rosa beschreibt Taylor, Honneth beschreibt Hegel, Kritiker von Honneth beschreiben, dass Honneth Hegel falsch beschreibt und so weiter. Typisch geht es um ein rekursives Vernetzen von Beschreibungen. Innovationen werden dabei allein erzielt durch das Beschreiben blinder Flecken in anderen Beschreibungen. Der Diskurs der Intellektuellen, welche andere Intellektuelle beobachten, besteht aus Beschreibungen von Beschreibungen, wobei in dieses zirkuläre Netzwerk Realitäten nur „schockartig“ hereinbrechen, wie Luhmann dies einmal bildlich in seiner Vorlesung „Einführung in die Systemtheorie“ ausgedrückt hat. Die rekursive Schließung eines Netzwerks von sich gegenseitig beschreibenden Beschreibungen sorgt dafür, dass das Beschreiben seinen „Realitätskontakt“ verliert. Theorien entstehen derart durch Exegese und Rekombination von als Klassiker geltenden Texten, welche ihrerseits bereits als Theorien gehandelt werden. Wissenschaftliche Neugewinne werden aus der Amalgamierung und Neukombination von Theorieformationen und Theorieversatzstücken erwartet. Eine Theorie rekurriert auf vorangehende Theorien, welche als Klassiker gelten, um sich dadurch selbst das Prädikat der klassischen Theorie zu verdienen – wobei bei den „ursprünglichen“ Klassikern - Weber, Marx, Durkheim etc. - vergessen wird, dass auch diese in Rezeptionsverhältnissen stehen und Teile der Theorien bloße Reformulierungen sind. Die bloße Orientierung an den Klassikern kann sich derart als theoretische Forschung

ausgeben. Klassiker bieten endlose Interpretationsmöglichkeiten und dienen somit der Arbeitslosenbekämpfung unter sozialphilosophischen Akademikern (Vgl. Luhmann, *Soziologische Aufklärung 3*, Opladen 1981, S. 5).

Die Sozialphilosophie durchläuft seit geraumer Zeit eine Theoriekrise, welche anzunehmen scheint, dass die Vorstellungen darüber, welchen Stellenwert und welche Möglichkeiten gerade kritische Sozialtheorien besitzen, drastisch abzuändern sind. Theoriegeschichtlich etablierte Begriffe und Kategorien, mit welchen seit geraumer Zeit operiert wurde, sind durch Erkenntnisse vor allem aus der empirischen Sozialforschung und der soziologischen Systemtheorie obsolet geworden. Gerade die Systemtheorie kann gelesen werden als eine Art Kritik zweiter Ordnung, als eine, wie Peter Fuchs dies einmal ausgedrückt hat, "Ökonomie der Ent-Naivisierung der Kritik erster Ordnung" (Fuchs, *Die Unbeeindruckbarkeit der Gesellschaft*, unveröffentlichtes Manuskript, 2011, S. 9) Eine methodologische Unsicherheit über die Legitimität normativer Geltungsansprüche im Rahmen von Sozialtheorien hat sich eingeschlichen. Dies ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass keine methodischen Selbstreflexionen über etablierte Theoriekonstruktionsprogramme angestellt werden. Wirklich ernstgenommen hat diese Aufgabe der Reflexion der Theorie in der Theorie, das Auffinden der theorieeigenen Konstruktionsprinzipien im Gegenstandsbereich der Theorie selbst, die soziologische Systemtheorie - allerdings unter der Prämisse, jeglichen normativen Anspruch aufzugeben respektive einzubehalten. Luhmann kam trotzdem zu der Feststellung: "Mir ist seit jeher klar gewesen, daß eine begrifflich durchkonstruierte Gesellschaftstheorie viel radikaler und viel selbstbeunruhigender wirken würde, als sich punktuelle Kritiken, Kapitalismuskritiken zum Beispiel, je vorstellen können." (Luhmann, *Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen*, Frankfurt am Main 1996, S. 200)

Heute, so scheint es, ist der sozialphilosophische Diskurs zum reinen Selbstzweck depriviert. Man schreibt weiterhin sozialphilosophische Texte, aber man tut dies gewissermaßen aus traditionellen Gründen, um die Sozialphilosophie als Disziplin nicht aufgeben zu müssen. In ehrgeizigen Projekten werden soziale Großlösungen für Problemlagen erdacht, aber das dumpfe Gefühl, dass diese ohnehin nicht umgesetzt werden (können), ist nicht zu vermeiden. Man ist, bildlich gesprochen, in der Sozialphilosophie auf "Distanz zur Welt" gegangen, also auf Distanz zu zeitaktuellen Diskursen. In Form eines permanenten Wiederbeschreibens von Beschreibungen werden tradierte Themenkomplexe besprochen, wobei erhebliche textuelle Redundanzen produziert werden. Charakteristisch dafür ist die Generalisierung von Beobachtungen zweiter Ordnung. Es wird, abstrakt gesagt, der Entscheidungsgebrauch anderer sozialphilosophischer Texte beobachtet, sodass mit Theorien über Theorien kommuniziert wird.

Sozialwissenschaftliche Fakultäten, welche nicht empirisch arbeiten, sind in diesem Sinne stark redundant arbeitende Textproduktionsstätten. Geisteswissenschaftliche, theorieorientierte studentische Arbeiten, Dissertationen und Habilitationen sind gemäß

den Gepflogenheiten der Fakultät in der Regel Reproduktionen, Wiederbeschreibungen von bekannten Klassikern, über welche zuvor bereits unzählige andere Arbeiten geschrieben worden sind, welche typischerweise ebenfalls partiell wiederbeschrieben werden. Ein Entkommen aus der geisteswissenschaftlichen Selbstthematierungsschleife ist nur darüber zu erreichen, dass man versucht, Autoren zu beachten, deren Forschung eher durch "Realitätskontakt" respektive durch Selbstproduziertes als Resultat ausgiebiger Selbstbeobachtungen ausgezeichnet ist als durch das immerwährender Rezitieren und Rekombinieren von Autoren, welche als Klassiker gelten.

Ich möchte ein Beispiel einer berühmten Theorie anführen - der Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas. Die Theorie des kommunikativen Handelns besitzt aufgrund der verengten disziplinären Ausrichtung auf klassische sozialphilosophische Autoren eine hohe theoretische Zirkularität. Die Theorie des kommunikativen Handelns ist in der Hauptsache eine Amalgamierung klassischer Sozialtheorien. Habermas selbst freilich bewertet seine Orientierung an den klassischen Theorieformationen anders. Marx, Weber, Durkheim oder Mead haben, so Habermas, Paradigmen eingeführt, welche „in gewisser Weise noch heute *gleichberechtigt* konkurrieren. Diese Theoretiker sind Zeitgenossen geblieben [...].“ (Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1981, S. 201) Habermas konzidiert zwar, dass diese sozialwissenschaftlichen Paradigmen im Kontext einer spezifischen historischen Gesellschaftslage entstehen und mit dieser verknüpft sind, behauptet dann aber, dass für neuere Theorieformationen die Anschlussfähigkeit an die Theoriegeschichte zum Test wird: "je zwangloser sie [die Gesellschaftstheorie] die Intentionen früherer Theorietraditionen in sich aufnehmen, erklären, kritisieren und fortführen kann, um so eher ist sie gegen die Gefahr gefeit, daß sich in ihrer eigenen theoretischen Perspektive unbemerkt partikuläre Interessen zur Geltung bringen." (Ebd., S. 201 f.) Dieses Argument besagt, liest man es invers, dass Sozialtheorien, je geschickter und umfassender sie Theoriegeschichte rekonstruieren können, sie umso mehr universelle Gültigkeit erlangen.

Ein weiteres Beispiel wäre Axel Honneths Theorie des Kampfes um Anerkennung, welche sich als jüngere Theoriegeneration der Frankfurter Schule profiliert. Die Theorie des Kampfes um Anerkennung stellt eine Gesellschaftstheorie dar, welche unter Verzicht auf interdisziplinäre Kontaktfähigkeit entworfen wurde auf der Grundlage der klassischen Autoren Hegel und Mead, zu deren mitunter arg veralteten Forschungen es jedoch bessere Alternativen gäbe. Ich will einmal eine Parallele bemühen: Man stelle sich einmal vor, die Physik würde Forschung betreiben auf der Grundlage von Theorien, welche hunderte von Jahren alt sind. Weitere Beispiele wären Charles Taylors Genealogie des Begriffs des Selbst. Taylor ist ein Paradebeispiel dafür, wie in der Sozialphilosophie Forschung durch bloße Rekurrenz auf andere (Sozial-)Philosophen betrieben wird. Es geht um die Exegese und die Kombination von Klassikern. Nicht anders auch bei Autoren wie Karl-Otto Apel, Rahel Jaeggi, Richard Rorty, Hartmut Rosa, Albrecht Wellmer und so weiter.

Verschiedene Debatten, etwa die zwischen essentialistischen und (kultur-)relativistischen Positionen, Kommunitarismus, Poststrukturalismus und Liberalismus garantieren ein konstantes Fortlaufen der Selbstthematization der Sozialphilosophie. Man macht abwechselnd die eine oder die andere Position stark und artikuliert zwischendurch in einer weiteren Selbstthematizationsschleife methodologische Schwierigkeiten, ohne diese aber auflösen zu können. Man hält sich an selbstgeschaffenen Problemen auf. Qua Kommunikations-, Anerkennungs- oder Gerechtigkeitstheorien werden illusorische soziale Großlösungen entworfen, welche dann auch nicht umhin kommen, hoffnungslos unterkomplexe Einheitssemantiken zu bemühen, welche eine derartige Indifferenz gegenüber der gesellschaftsstrukturellen Realität aufweisen, dass man ernsthaft die Frage stellen muss, welchen sozialwissenschaftlichen Wert solche Theoriebildungen noch haben können.

Erstrebenswert wäre es, sozialwissenschaftliche Theoriemodelle zu finden, welche Begriffe und Differenzierungen verwenden, welche bestmöglich zum theorieeigenen Gegenstand, der Gesellschaft, passen. Dabei geht es nicht um wie auch immer geartete korrespondenztheoretische Referenzbeziehungen zwischen Sozialtheorie und Gesellschaft, sondern um Abwägungen darüber, welche Differenzierungen bzw. Theoriemodelle sich in Abgrenzung zu anderen Unterscheidungen bzw. Theoriemodellen bewähren. Man prüft, welche Erklärungs- und Argumentationskapazitäten verschiedene Theoriemodelle jeweils aufweisen – also etwa ob es angemessener ist, eine Gesellschaft mit der basalen Unterscheidung Kapital/Arbeit zu erklären oder doch lieber mit der basalen Unterscheidung System/Umwelt oder Medium/Form. Man gibt eine Unterscheidungsanweisung und schaut, wie weit man kommt.

Aber man traut sich nicht, innovative, mit der Tradition brechende Konstruktionsanweisungen zu geben. In der Sozialphilosophie setzt man auf Bewährtes. Es gibt in der Sozialphilosophie einen typischen Pool an altehrwürdigen Begriffen, wie etwa Entfremdung, soziale Kälte, Sinnverlust, Verblendung, Kapitalismus und so weiter. Diese Begriffe gehen mitunter bis auf Rousseau, Hegel oder Marx zurück und haben sich, trotz starker Abänderungen der sozialphilosophischen Semantik, in ebendieser bis in den heutigen Diskurs hinein gehalten. Die Haltbarkeit dieser Begriffe erklärt sich durch Plausibilität. Plausibel sind Festlegungen der Semantik, wenn sie ohne weitere Begründung einleuchtend sind. Die Plausibilität reklamierenden semantischen Festlegungen werden in Theoriesysteme eingebettet, weiteren Abstrahierungen unterzogen und in die Form von lern- und tradierbaren Regeln gebracht, mit denen viele Anwendungsfälle und Probleme des Sachbereichs diskursiv eingeholt werden können. Sobald die daraus entstehenden Sozialtheorien sich gegenüber sich selbst dogmatisch einstellen, können ihre Begriffe und semantischen Festlegungen Stabilität und Wirkmächtigkeit erlangen. Das sozialphilosophische Vokabular hat derart jedoch einen Stabilisierungsmodus geschaffen, welcher gegenüber der sozialen Evolution ins Hintertreffen geraten ist.

Um hier vielleicht ein konkretes, anschauliches Beispiel in Form einer kleinen Aufgabe zu bemühen: Man gehe in die Universitätsbibliothek und finde ein sozialphilosophisches Werk, welches, und sei es nur teilweise, etwa das Internet zum Thema hat, oder bloß das Fernsehen oder vielleicht die moderne Agrarindustrie, den Terrorismus oder die Problematik der Kriege in Vorderasien, Depressionen oder den gesellschaftlichen Einfluss von Psychopharmaka. Man wird lange suchen müssen. Stattdessen findet man Werke, welche beobachten und beschreiben, wie Hegel beobachtet oder Marx oder Horkheimer oder Habermas oder Rorty. Aber das war ja nicht die Aufgabe. Interessanterweise fehlt es in der sozialphilosophischen Literatur tatsächlich nicht an Plädoyers, die eigenen Theoriemodelle gemäß den gesellschaftsstrukturellen Veränderungen zu reaktualisieren. So heißt es etwa in der Einleitung zum einmal mehr der Kritischen Theorie gewidmeten Sammelband *Sozialforschung als Kritik*: "Das Scheitern der sozialliberalen Reformpolitik, RAF und ‚deutscher Herbst‘, die ökologische Krise und die Entstehung neuer Protestpotentiale – all dies verweist auf Akzentverschiebungen im gesellschaftlichen Erfahrungsspektrum, die mit einem dogmatisierten Marxismusverständnis kaum zu bewältigen sind und eine für manche unerwartete Reaktualisierung der Kritischen Theorie nahelegen." (Bonß; Honneth, *Einleitung. Zur Reaktualisierung der Kritischen Theorie*, in: ders.; ders. (Hrsg.), *Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie*, Frankfurt am Main 1982, S. 9) Trotz dieser Erkenntnis wird man nicht einen Aufsatz finden, welcher davon abweichen würde, in einer geradezu hermetisch abgeschlossenen theoretischen Zirkularität Textexegese sozialphilosophischer Klassiker zu betreiben. Man beschreibt Beschreibungen von Habermas, Adorno, Horkheimer, Marcuse, Benjamin etc. und nennt dies dann „Sozialforschung“ oder „Kritik“. Die Frage aber ist, ob ein rein rekursives Vernetzen von Beschreibungen, welche bereits das Prädikat Kritische Theorie tragen, tatsächlich als Sozialforschung oder Kritik gelten kann. Dies scheint mir kaum der Fall zu sein. Denn wie will man mit jahrzehnte- oder gar jahrhundertealten Theorien und Begriffen zeitangemessene Sozialforschung betreiben und aktuellen Entwicklungen im Bereich der Robotik, der Computerisierung, der Hirnforschung, der Biologie oder generell dem technologischen Wandel begegnen? Wie kann man meinen, soziale Phänomene wie das Internet, Überwachungstechniken, neue Waffensysteme, virtuelle Realitäten, neue medizinische Therapieverfahren, den Medienwandel etc. mit Begriffen von Hegel, Weber, Adorno oder Honneth greifen zu können?

Helmut Willke hat hier eine polemische Antwort gefunden. Er spricht im Hinblick auf den sozialphilosophischen Theoriezirkus von den „Sandkastenspielen alter Männer, die es sich leisten können, unverbindlich zu sein.“ (Willke, *Symbolische Systeme. Grundriss einer soziologischen Theorie*, Weilerswist 2005, S. 307) Im Zusammenhang von Rawls' berühmten Prinzip der Fairness und Habermas' Prinzip des herrschaftsfreien Diskurses spricht er von exemplarischen Formeln, welche die „Überzeugungskraft von Papiertigern“ (Willke, *Ironie des Staates. Grundlinien einer Staatstheorie polyzentrischer Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1992, S. 26) haben und "nicht schlecht aus[sehen], aber was haben

diese Formeln mit der Realität der modernen, hochentwickelten Gesellschaft zu tun?" (Ebd.) Ziemlich wenig, wäre hier die Antwort. Zwar werden in den realitätsfremden, in sich geschlossenen Diskursen der Sozialphilosophie bzw. der Gerechtigkeitstheorie die Begründungsfiguren und Rechtfertigungskonnexe immer eloquenter und ausgetüftelter, allerdings missen sie praktischer Umsetzbarkeit, also des Potentials konkreter Implementierung in die sozialstrukturelle Realität.

Aufgrund der rückständigen Theoriemodelle können auch die kritischen Motive, welche mit ihnen transportiert werden, keinen Anklang außerhalb des sozialphilosophisch-akademischen Kontextes finden, wenn es um die konkrete Auflösung von sozialen Problemlagen geht. Die stark selbstreferentielle Charakteristik sozialphilosophischer Diskurse verhindert, dass sozusagen eine "Nähe zur Praxis" hergestellt werden kann, so wie sie bei Diskursen mit zeit- und situationsangepassten Semantiken und Begriffen vorhanden ist. So ist zu beobachten, dass die Sozialphilosophie, obwohl als genuin kritische Disziplin gehandelt, ob ihrer fruchtlosen Beschäftigung mit sich selbst in der Erfüllung ihrer Anliegen, Gesellschaftsverbesserungsmaßnahmen einleiten zu können, prinzipiell hinter dem zurückbleibt, was mit nicht-kritischen, moralisch desengagierten Sozialtheorien wie etwa der Systemtheorie als einem grundlegenden theoretischen Reflexionsrepertoire für so unterschiedliche Gesellschaftsveränderungssysteme wie Beratung oder Therapie, zu erreichen ist. Normativ ausgerichtete, sozialphilosophische Theoriemodelle müssen moralisch und politische desengagierten Theorieformationen immer häufiger den Vortritt lassen, wenn es um die konkrete Auflösung sozialer Problemlagen oder das Definieren klarer, praxisleitender Handlungsanweisungen geht.